

Jesus muß uns hindern, leichtfertig und oberflächlich über sein Gottesbewußtsein hinwegzugehen. Wer sittlich alle anderen Menschen so überragt wie er, der konnte sich nicht in der Vorbedingung alles sittlichen Lebens, in der Selbstkenntnis geirrt und eine Würde angemacht haben, auf die er keinen Anspruch hatte. Seine Besonnenheit und Wahrhaftigkeit, sein Abscheu gegen alle Selbstüberhebung und Selbstgerechtigkeit lassen es nicht zu, daß wir an seinem Selbstgegnis zweifeln. So sind Sündlosigkeit und Sohnesbewußtsein im Leben Jesu unzertrennbar verbunden. Wir können eins nicht von dem andern lösen, ohne dem einheitlichen Leben Jesu Gewalt anzutun. Die Frage, die uns schon bei dem Sohnesbewußtsein Jesu beschäftigte, tritt darum hier von neuem, jetzt aber als sittliche Frage und darum mit neuem Gewicht in unsern Gesichtskreis: Wie ist diese Sündlosigkeit Jesu zu erklären? Es ist doch eine unlegbare Tatsache, daß alle Menschen von Geburt an einem Gesetz der Sünde unterworfen sind, daß alle den Gegensatz von Fleisch und Geist, Wollen und Vollbringen schmerzhaft empfinden. Und nun begegnen wir einem, einem Einzigen, der sich frei davon weiß, der das Bewußtsein der Sünde nicht kennt und als der Einzige Heidenlos durch diese Welt hindurchgegangen ist. Wie ist das zu erklären? Das einzigartige Sohnesbewußtsein verbunden mit der Sündlosigkeit seines Lebens zwingen zu dem Jugendbildnis, das dieser Jesus aus dem Zusammenhang dieser sinnhaften Menschheit nicht abzuleiten, sondern das sein Kommen in diese Welt vielmehr auf einen besonderen göttlichen Schöpfungs-willen zurückzuführen ist. Mit anderen Worten: Jesus Christus ist für das wissenschaftliche Erkennen, welches über diese irdische Welt und ihre Zusammenhänge nicht hinauskommt, unfaßbar, — ein Wunder.

Man mag das bedauern. Man mag bei sich denken: Es wäre doch besser, wenn wir das Leben Jesu in allen seinen Einzelheiten wissenschaftlich so genau feststellen könnten, wie die Biographie eines Wagner oder Beethoven. Aber bei näherer Ueberlegung werden wir zugeben, daß wir vielmehr Grund haben, uns über diese Tatsache zu freuen. Denn einmal kann uns die geschichtliche Vorjudung überhaupt keine zweifellose Gewissheit geben. Und wenn sie es könnte, dann würden ja nur die Gelehrten ein höheres Verständnis von Jesus finden können. So aber sollte es nicht sein. Das Christentum sollte Weltreligion werden. Darum mußte es den Gebildeten und Ungebildeten gleich zugänglich sein. Darum ist uns auch anstatt der Wissenschaft ein anderer Weg zur Erkenntnis Jesu gewiesen, ein Weg, den jeder gehen, und auf dem jeder zur unbedingten Gewissheit, wer Jesus war, hindurchbringen kann, der Weg des inneren Lebens im Glauben.

Wer Jesus gegenübertritt, nicht um über ihn wissenschaftlich abzurufen, sondern um durch ihn die Antwort auf die letzte Frage seines Lebens zu finden, der macht die Erfahrung, daß dieser Jesus uns wie nichts anderes in der Welt beunruhigt, demütigt, richtet und doch zugleich mächtig an sich zieht. Indem wir uns aber in Jesus durch Gott selbst gerichtet und gerettet wissen, erfahren und erfassen wir ihn im Glauben als den „Heiligen Gottes“, als Gottes „eingeborenen Sohn“, der sich um unsern Willen dahingegeben hat. Keine Spekulation erschließt uns dieses Geheimnis seines Wesens. Kein Scharfsm und keine Religionswissenschaft löst uns das Rätsel seiner Person. Es gibt nur einen Weg, ihn kennen zu lernen — und dieser Weg ist von den Tagen der Apostel bis ans Ende der Welt derselbe — es ist der Weg der Buße und des Glaubens.

### Sibirien — Land und Leute.

Von einer Einländerin (Ely Weinert-North).

Aien, Sibirien! wach ein unheimlicher Klang liegt in diesen beiden Worten! Sie erschließen uns eine Welt von Unkultur, roher Gewalt, Barbarei und Wildnis. Und doch läßt es sich auch in Sibirien leben, Wurzel fassen und sterben wie anderswo, wenn man, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, dorthin verschlagen worden ist. Schon die Reise hierher ist ein Vergnügen, keine Strapaze. Der Expreßzug mit seinen, für 4 Personen berechneten, bequemen Abtes, in denen man abends sein gutgemachtes Bett unter der blauverhängten Quastlampe vorfindet, trägt nicht wenig zur Behaglichkeit bei, besonders, wenn der Zug nur mäßig beschäftigt ist und man kein Kupee nur mit seinen Angehörigen zu teilen braucht. Man richtet sich also für die ganze Dauer der Fahrt dort häuslich ein. Das Bestrecht an diesen einzelnen Kabinen wird

vollkommen respektiert. Bald kennt man seine Nachbarn, und jeder ist aufs genaueste orientiert, wo der andere wohnt. Im Speisewagen trifft sich mehrmals täglich alles, wie auf der Promenade eines Badeortes. Man findet sich zu Tisch. Es bilden sich kleine Gesellschaften, die ihre Intimität durch eine Art Stammtisch dokumentieren. Parte Bezeichnungen spielen ihre letzten Fäden von Geschlecht zu Geschlecht. Alle Sprachen schwirren durcheinander, alle Nationen sind vertreten. Neben der schönen vikanten Französin sieht man den Holländer, den langbezoepiten Sohn des himmlischen Reiches, den apathischen Japaner, in der Majorität aber den autochthonen Russen. Auch die impische internationale Witwe des „besseren“ Romans läßt ihre Verführungsstücke mit Hilfe täglich wechselnder Loketten spielen. Trifft man auf die Perrottation hinaus, so ist man über den Reichtum an Menschentypen noch mehr überrascht. Russische Bauern in ihren bunten Hemden und hohen Stiefeln bieten alle erdenklichen Lebensmittel für diejenigen aus, deren Geldbeutel den Anforderungen des Speisewagens nicht gewachsen ist. Ausgerinnen mit Haaren und webenden Schleiern im Haar wollen aus der Hand nachfragen. Streifen mit Schiffsängen in den gelben Gesichtern, Tataren mit schwarzen oder farbigen Kappis, Krivoy und fast hundertjährige Bettler mit langwallendem Silberhaar, die Gott wohl vergessen haben mag, beleben fast bisopparig das Gespräch der Reisenden. Und wenn die Dämmerung sich herabzieht, dann erden aus dem elektrisch beleuchteten Speisewagen die süßen Liebeslieder einer weichen Tenorsstimme, oder die perlenden, kristallklaren Klänge einer jungen Klaviervirtuosin, die das ratternde Geräusch des dahinsrauschenden Schnellzuges und die Lebe süßlicher Krämpfe vergessen lassen. Und will der Reisende einem ganz, besonders gnädig sein, so wird man zu lebenswürdigen Nächsten „auf eine Tasse Tee“ in die Nachbarloge gebeten, wo man das Teeglas in der Hand jongliert, wo man der Reize nach mit demselben Köffel in die Zeiturke steigt, und wo der gelatzte Tisch, auf dem Tischmesser serviert, ganz köstlich schmeckt. Unheimlich schnell, wie alles Schöne, was das Leben uns bringt, sind diese 5 Tage Fahrens zwischen Moskau und Taisa entwichen; die kleine Strecke von hier nach Tomsk trotzt schwerfällig ein alter Bummelzug an.

Tomsk trägt einen ausgesprochen russischen Charakter, wozu die unzähligen Nationalitäten und Nationalitäten viel beitragen. Die Stadt ist mit größter Raumverwendung angelegt. Die Häuser bestehen meist aus rohen Balkenbauten, die aber, in leuchtenden Farben gehalten, mit schneeweißen Balkons, Türmen und Fenstern geschmückt, einen anheimelnden Eindruck machen. Sehr verunglückt wird die an und für sich nicht üble Stadt durch den ganz entsetzlichen Staub im Sommer, der vielfach Augenkrankheiten verursacht. Die Palen und Bäume sind von einer 10 undurchdringlichen Staubhülle bedeckt, daß man schließlich ihre Naturfarbe verliert. Und wenn in den Uebergangsjahrenzeiten der Regen unentwegt sein melancholisches Lied erklingen läßt, dann veranlaßt sich die weiß ungeplatteten Straßen buchstäblich in einem Morast. Daher hält sich hier fast jeder Kapage, wenn sie auch diesen stolzen Namen nicht ganz verdient. Es sind Zündendrosten mit kleinen, zweiflügeligen, gelochten Köpfen darauf, die man „Korobok“ nennt und auf denen man so hoch sitzt, daß man jeden Augenblick befürchten muß, in elegantem Bogen auf die Erde zu fliegen.

Ein sibirisches Vergnügen von ganz unbeschreiblichem Reiz bilden Ausfahrten nach entlegenen Bauernhöfen in riesigen, mit drei Pferden bespannten Talarenschlitten. Im den Tag ordentlich auszurüsten, bricht man schon ganz früh morgens auf, da man der herrschenden Kälte wegen vor Eintritt der Dunkelheit den Heimweg antreten muß. In den mit Matten ausgelegenen, mit Heu gepolsterten Schlitten, in denen man, in einem Belz eingeschlagen, mehr liegt als sitzt, ruht es sich sehr warm und behaglich. Nach zweistündiger Fahrt durch schneebedeckte Einsamkeit kommt man ans Ziel einer Wänsche, in eine geheizte Stube, das Gastzimmer einer Bauernfamilie, und zu einem kräftigen Frühstück, das aus all den mitgebrachten Köstern und weiß verblühten Körben zum Vorschein kommt. Bald steht der dampfende Samowar auf dem Tisch, das „Geistige“ kreist in der Zofenrunde und man läßt an aufzutauen. Nachdem der Leib gestärkt ist, sucht jeder sich Zerstreuung. Hier findet sich eine Partie Wint zusammen; dort gesellen sich ein paar Spaziergänger zusammen, die den kühleren Schnee und die reine Luft genießen wollen. Da sondert sich ein mit mehr Jagdfeier als Geislich Begnadeter von allen ab, um nach mehreren Stunden mit einem rathfähigen Zonnyist anzukommen. Dieser Geist haben zwei andere Jäger, die auf die Wolfsjagd fahren und auch tatsächlich mit einem erlegten ausgewachsenen Exemplar zurückkehren, der Sieger von den Bauern wie ein Triumphator angefaunt und bewundert. Nach einem